

Bonusbeitrag zu SKZ 17/2020

Interview in voller Länge mit Amira Hafner-Al-Jabaji¹ und Doris Strahm²

Auf Augenhöhe im Gespräch

Die politische Islamdebatte spricht mehr über den Islam als mit deren Mitgliedern. Die SKZ fragte Amira Hafner-Al-Jabaji und Doris Strahm, die Gründerinnen des «Interreligiösen Think-Tank», nach Orten der Begegnung und Zusammenarbeit.

SKZ: Wo liegen die Anfänge des christlich-islamischen Dialogs in der Schweiz?

Amira Hafner-Al-Jabaji (AH): Auf institutioneller Ebene ergaben sich ab den 70er-Jahren Kontakte von einzelnen Repräsentanten neu gegründeter muslimischer Vereine mit Vertreterinnen und Vertretern von Behörden und Kirchen. Dies geschah meist in den urbanen und industriellen Zentren der West- und Deutschschweiz: in Genf, Lausanne, La-Chaux-de-Fonds, Freiburg i. Ü., Bern, Basel, Zürich, Winterthur, St. Gallen u.a., die schon damals eine vergleichsweise hohe Internationalität in der Bevölkerung aufwiesen. Die Motivation in einen Dialog einzutreten war je nach Seite unterschiedlich. Den Musliminnen und Muslimen ging es zunächst darum, dass sie Ansprechpersonen für ihre religions-praktischen Anliegen finden mussten; etwa für die Einrichtung eines Gebetslokals, Schaffung von Begräbnismöglichkeiten, Fragen des Religionsunterrichts usw. Damals war die Säkularisierung noch nicht so weit fortgeschritten wie heute, und die Behörden sahen es nicht als vordringliche Aufgabe, sich für die Belange einer Religionsgemeinschaft zu engagieren. So kam es auch, dass sich die Kirchen für die Anliegen der muslimischen Gläubigen als die besseren Ansprechpartner und auch als Türöffner und Mittler bei den Behörden erwiesen. Sie

¹ Amira Hafner-Al-Jabaji (Jg. 1971) studierte Islamwissenschaften, Neue Vorderorientalische Philologie und Medienwissenschaften an der Universität Bern. Sie arbeitet als freie Journalistin und Kolumnistin. Ihre thematischen Schwerpunkte sind Integration, christlich-muslimischer Dialog und Interkulturalität. Seit 2015 ist sie Moderatorin von «Sternstunde Religion» im Schweizer Fernsehen.

² Dr. theol. Doris Strahm (Jg. 1953) studierte Evangelische Theologie, Psychologie und Pädagogik in Zürich und Katholische Theologie in Luzern und Freiburg i.Ü. Sie war Mitgründerin und Mitherausgeberin der feministisch-theologischen Zeitschrift FAMA. Sie ist freiberuflich tätig als Referentin, Lehrbeauftragte und Publizistin in den Bereichen feministische Theologien, interkulturelle Theologie und interreligiöser Dialog.

waren auf allen Ebenen gut vernetzt, kannten die Abläufe in der Verwaltung. Vor allem aber teilten sie eine religiöse Grundauffassung und hatten somit Verständnis für die Anliegen der Musliminnen und Muslime gegenüber Staat und Gesellschaft. Den Kirchenvertreterinnen und -vertretern ging es auch darum, mit den muslimischen Gemeinschaften grundsätzlich auf Tuchfühlung zu gehen. Was sind deren Überzeugungen? Welche Sicht haben sie auf das Christentum? Was verbindet und was trennt Christen und Muslime? Der theologische Dialog fand in asymmetrischen Verhältnissen statt: Auf christlicher Seite Männer und Frauen mit akademischen Abschlüssen in Theologie, die sich in ihrer heimischen Sprache und auf ihrem heimischen Gebiet einbringen konnten. Auf muslimischer Seite Männer und Frauen, die «ihren Islam» bis anhin eigentlich nur von der praktischen Seite her kannten und aus allen möglichen Berufen stammten, nicht aber aus dem theologischen Fachbereich. Sie kommunizierten in diesem Setting zudem in einer für sie fremden und teils nur dürftig gelernten Sprache. Über zwanzig Jahre waren es von beiden Seiten jeweils einzelne am Dialog interessierte und engagierte christliche und muslimische Frauen und Männer, die lokal miteinander zu verschiedenen Themen im Gespräch waren. Mit der wachsenden Zahl an Musliminnen und Muslimen in der Schweiz, der zunehmenden Politisierung des Islam und den drängenden Integrationsfragen war Anfang der 90er-Jahre die Zeit gekommen, um vermehrt gemeinsam und interreligiös aufzutreten und sich national und kantonal zu organisieren. Nach und nach entstanden Vereine wie die «Gemeinschaft von Christen und Muslimen in der Schweiz», Interreligiöse Foren in den Städten und die «Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft IRAS-COTIS». Ab den 2000er-Jahren, auch beeinflusst durch 9/11, entstanden zahlreiche Initiativen zum christlich-muslimischen Dialog, der weniger die theologische als die politische und gesellschaftliche Dimension ins Zentrum rückte. Das Zürcher Institut für interreligiösen Dialog (ZIID), das als jüdisch-christliches Lehrhaus schon länger bestanden hatte, erweiterte sich zu einer jüdisch-christlich-muslimischen Bildungsinstitution. Zudem wurden in fast allen Kantonen interreligiöse Gesprächsrunden, teils kirchlich, teils behördlich initiiert. In die gleiche Zeit fällt auch das zunehmende Bedürfnis von Frauen, den interreligiösen Dialog aus weiblicher Perspektive zu führen, welche bis anhin zu kurz gekommen war. Die Gründung des «Interreligiösen Think-Tank» Ende 2008 geht darauf zurück.

Wo steht der christlich-islamische Dialog heute?

AH: Auf akademischer Ebene hinken wir anderen Ländern wie Deutschland und Grossbritannien weit hinterher. Dort gibt es an zahlreichen Universitäten Lehrstühle für islamische Theologie. Die sind einerseits wichtig, um überhaupt einen theologischen Dialog auf Augenhöhe zu ermöglichen, und andererseits für die jungen Generationen von Musliminnen und Muslimen, für die es nicht mehr ausreicht, sich mit ihrer Religion nur praxisbezogen und oberflächlich zu beschäftigen. Sie wollen sich mit ihrer Tradition, Geschichte und der Theologie auf intellektuell anspruchsvolle Weise, kritisch und selbstbestimmt auseinandersetzen. Die Gründung des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft (SZIG) an der Universität Freiburg i. Ü. ist sicher

ein Schritt in die richtige Richtung. Die Universität Luzern unternimmt in diesem Jahr einen erneuten Versuch, islamische Theologie zu etablieren. Die Assistenzprofessur hat ab August Dr. Erdal Toprakyan inne, der zurzeit Direktor am Zentrum für Islamische Theologie in Tübingen ist. Und die Universität Zürich bietet seit 2015 jeweils im Herbstsemester eine Gastprofessur in islamischer Theologie an. Alles in allem ist das noch ein kleines akademisches Angebot. Ein Vollstudium in islamischer Theologie ist in der Schweiz nach wie vor nicht möglich. Anders als in Deutschland, wo in Politik und Gesellschaft stark von den Institutionen her gedacht und lanciert wird, gilt in der Schweiz das Grassroot-Prinzip. Die Aktivitäten an der Basis sind massgebend. Über die Jahrzehnte hat sich der christlich-islamische Dialog verändert, was viel mit der sich wandelnden Gesellschaft zu tun hat. Die Säkularisierung ist stark vorangeschritten und zwingt die Kirchen, ihre Rolle in der Gesellschaft immer wieder neu zu denken. Das entzieht ihnen auch Ressourcen für den interreligiösen Dialog. Vielfalt, auch religiöse, und Konfessionslosigkeit sind selbstverständlicher geworden, und die muslimischen Akteurinnen und Akteure sind nicht mehr nur einfach gebildete, der Sprache unkundige Migrierte, sondern emanzipierte und vollwertige Mitglieder dieser Gesellschaft, die in sich so vielfältig sind wie die übrige Bevölkerung. Das macht sie als Dialogpartner für die Kirchen nicht unbedingt einfacher. Das Engagement seitens der Kirche(n) nehme ich daher sehr unterschiedlich wahr. Mein Eindruck ist, man ist vor allem mit sich selbst beschäftigt, und der interreligiöse Dialog gehört aus Sicht der Kirchen nicht zum Kerngeschäft – dasselbe liesse sich allerdings auch über die Moscheevereine sagen. Es bleibt einzelnen Pfarrleuten und initiativen Gemeindemitgliedern überlassen, ob und wie sie das Thema in ihrer Gemeinde gewichten. Einzelanlässe, bei denen es um Dialog mit Menschen aus anderen Religionen geht, gibt es an vielen Orten und häufig. Etwas Anderes ist es, einen permanenten Dialog zu führen, der durch Kontinuität auch Vertrauen auf beiden Seiten schafft. Das wären dann langwierige Projekte, für die meist die Ressourcen fehlen oder auch die Einsicht zur Notwendigkeit. Auf muslimischer Seite stelle ich unter der jungen Generation einen gewissen Rückzug aus dem Dialoggeschehen fest. Dafür sehe ich verschiedene Gründe. Interreligiöser Dialog war das «Ding» ihrer Eltern und Grosseltern. Im Sinne einer Emanzipation, wollen das die Jungen nicht fortführen, weil sie sich gesellschaftlich an einem anderen Punkt befinden und sich bevorzugt mit anderen Themen, Menschen und Institutionen beschäftigen. Die Erfahrungen der Ausgrenzung, Abwertung und der permanenten Selbstrechtfertigung und Selbsterklärung haben bei ihnen Spuren hinterlassen. Die Bereitschaft, sich in einen Dialog zu begeben, in dem ein Risiko herrscht, weiterhin solche Erfahrungen zu machen, wollen viele nicht eingehen. Bei manchen ist das Interesse an der eigenen Religion gewachsen. Man möchte einen Dialog aus einer Position der Selbstdefinition, Selbstbestimmung und Selbstermächtigung führen und nicht nur als Reaktion und Fragen von aussen reagieren müssen. Bei anderen haben die verschiedenen desaströsen Entwicklungen in der arabischen Welt und in den islamischen Gesellschaften dazu geführt, sich nicht mit Religion zu beschäftigen. Die Verunsicherung, über den Islam als persönlichen Lebensweg in der (Halb-)Öffentlichkeit zu sprechen, ist gestiegen und wird nach Möglichkeit vermieden. Auch unter der jungen Generation von Musliminnen und Muslimen ist ein säkularer Trend

erkennbar. Für sie ist Religion zunehmend Privatsache. Es gibt aber Themen, die einen religiösen Bezug haben und die dennoch nicht als eigentliche religiöse Praxis im engeren Sinn gelten, für die die junge Generation empfänglich wäre und auch Potenzial für Dialog bietet.

Doris Strahm (DS): Von christlicher Seite ist noch erwähnenswert, dass die Dekanatsweiterbildungen des Bistums Basel im Jahr 2015 dem Thema «Islam und interreligiöser Dialog» gewidmet waren und unser «Leitfaden für den interreligiösen Dialog» als Arbeitsgrundlage für die Teilnehmenden diente.

Welche Themen müssten in Zukunft unbedingt angegangen werden?

DS: In der aktuellen Situation sollten die Religionsgemeinschaften gemeinsam darauf hinarbeiten, den gesellschaftlichen Zusammenhalt, die Solidarität und die Zusammengehörigkeit zu stärken und ein neues Wir zu schaffen, zu dem alle Menschen, die in der Schweiz leben, gleicherweise dazugehören – unabhängig von ihrer religiösen oder kulturellen Herkunft. Ein wichtiges Thema für die Zukunft ist daher die rechtliche Gleichstellung aller Religionsgemeinschaften in unserem Land. Doch von einer solchen kann in Bezug auf die muslimische Religionsgemeinschaft keine Rede sein. Gerade Kirchenvertreter und christliche Kreise sollten sich für eine rechtliche Gleichstellung und Anerkennung des Islams als Glaubensgemeinschaft einsetzen, wenn es ihnen ernst ist mit einem christlich-islamischen Dialog auf Augenhöhe. Sie könnten damit ein Zeichen setzen gegen jene politischen Kräfte, die den Islam und die muslimischen Mitbürgerinnen und -bürgern diffamieren und versuchen, ihren Glauben als fremd und unvereinbar mit sog. christlichen Werten erscheinen zu lassen. Ansonsten bleibt es bei einem theologischen Dialog, der zwar für die Beteiligten gegenseitige Einsichten in den Glauben der anderen eröffnet, aber in einem inneren Zirkel verbleibt und kaum positive Auswirkungen auf die politischen Debatten hat. Ein anderes wichtiges Thema, das im interreligiösen bzw. christlich-muslimischen Dialog in Zukunft mehr Gewicht bekommen sollte, ist die Ökologie. Die Klimakrise und ihre Auswirkungen verbindet alle Menschen. Judentum, Christentum und der Islam könnten mit ihrem Schöpfungsverständnis, das die Verantwortung der Menschen als Bild und Stellvertreter Gottes (Christentum) oder als Statthalter Gottes (Islam) für Gottes Schöpfung betont, einen wichtigen Beitrag zu den gesellschaftlichen Debatten leisten. Der «Interreligiöse Think-Tank» hat dazu eine Studie verfasst.³ Sowohl in den christlichen wie in den muslimischen Gemeinschaften gibt es an der Basis bereits viele ökologische Projekte. Wichtig wäre aber auch ein grösseres öffentliches Engagement der offiziellen Gremien und Vertretenden der Religionsgemeinschaften und dass sich diese in den Debatten deutlicher zu Wort melden. Beim Thema Ökologie könnte so ein christlich-muslimischer Dialog entstehen, der – genährt aus den jeweiligen religiösen Quellen – zu einem gemeinsamen gesellschaftlichen Handeln führt.

³ Interreligiöser Think-Tank: Unsere Erde - Gottes Erde? Eine interreligiöse Betrachtung zu Schöpfung und Ökologie, Dezember 2018, <https://www.interrelthinktank.ch/index.php/item/94-unsere-erde-gottes-erde>.

AH: Ich sehe eine Fülle von Fragen und Themen für den interreligiösen Dialog, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sind: Etwa die zunehmende spirituelle Entwurzelung in unserer Gesellschaft, die neue Probleme und Herausforderungen sowohl für die Individuen wie auch für das gesellschaftliche und gemeinschaftliche Kollektiv schafft. Welche Offerte kann hier Religion allgemein und die Religionsgemeinschaften im Einzelnen machen? Wie kann eine Sprache gefunden werden, die nicht abschreckt und Menschen ausschliesst, sondern ansprechend und einladend wirkt? Ein weiteres Thema ist die Weitergabe religiösen Wissens und religiöser Tradition insbesondere an Kinder. Es müsste allen klar sein, dass der veränderte gesellschaftliche Kontext bei dieser Frage nicht ignoriert werden kann und viel stärker als bisher einbezogen werden muss. Hier können Religionsgemeinschaften im Dialog voneinander lernen und sich gegenseitig befruchten, denn die Erfahrungen werden bei allen in etwa die ähnlichen sein. Zur Weitergabe gehört meines Erachtens auch die Weiterentwicklung und Vertiefung religiösen Denkens. Auch hier sind christliche und muslimische Gläubige gleichermaßen betroffen und gefordert. Wie soll religiöse Tradition bewahrt werden, damit sie sinnstiftend bleibt und nicht als menschen- und modernitätsfeindlich betrachtet wird? Müssen Orte des religiösen Lernens unbedingt religiöse Orte sein? Oder sollte religiöses Lernen und Denken in spiritueller Tiefe viel stärker mit alltäglichen «säkularen» und wissenschaftlichen Themen verbunden werden? Das hiesse nicht nur verstärkt einen christlich-islamischen Dialog zu führen, sondern auch einen religiös-säkularen, religiös-wissenschaftlichen und sogar einen religiös-atheistischen Dialog zu führen. Als wichtig erachte ich auch, heisse Themen anzugehen. Die finden sich etwa in der Aufarbeitung historischer Ereignisse. Alle Religionen als Herrschaftsentitäten haben Dreck am Stecken und Idealisierungen führen nicht zu mehr, sondern zu weniger Wahrhaftigkeit. Alle haben in der Geschichte unterdrückt und selbst Unterdrückung erlebt. Es ist Zeit, solches anzuerkennen und sich dabei auch mit den wenig rühmlichen Seiten in der Geschichte und der Gegenwart der eigenen Gemeinschaft zu befassen. Dass etwa «muslimische Gesellschaften» Sklaverei wieder einführen oder sklavenähnliche Zustände tolerieren und fördern, ist ein grundlegender Verstoss gegen die Menschenrechte sowie auch gegen das islamische Menschenbild, das der Koran vermittelt. Es ist mir unverständlich, dass aus muslimischen Kreisen da so wenig hörbare Opposition kommt. Generell sollten Antisemitismus, Christenverfolgung und Islamfeindlichkeit stärker zusammen diskutiert werden. Alle tragen ähnliche Züge, auch wenn sie im historischen Kontext unterschiedlich erscheinen. Als religiöse Menschen müssen wir uns vereint gegen Hassreden, Hassverbrechen und gezieltes Schüren von Ängsten einsetzen und dabei sehr achtsam sein, um mit gleicher Elle zu messen.

Über das Kennenlernen und die gegenseitige Wertschätzung hinaus soll die christlich-muslimische Begegnung auch ein theologischer Dialog sein. Dabei

gibt es Stolpersteine. Was ist für Musliminnen und Muslime un- oder missverständlich am christlichen Glauben resp. an der christlichen Theologie?

AH: Es sind wohl die beiden zentralen genuin christlich-theologischen Glaubensauffassungen, die Irritationen erzeugen: «Die Menschwerdung Gottes in Jesus», um es in der Sprache der christlichen Theologie auszudrücken, und die Opfertheologie, die sich aus der Überzeugung von der Kreuzigung Jesu ergibt. Musliminnen und Muslime teilen diese Überzeugung mit Berufung auf den Qur'an nicht. Nach ihm wurde Jesus nicht getötet und nicht gekreuzigt, vielmehr liess Gott ihn zu sich erheben, wie es in Sure 4, Verse 157-158 heisst. Folglich ist das theologische Gebäude, das auf der Kreuzigung Jesu fusst, für muslimische Glaubende nicht bedeutsam in ihrer eigenen Glaubenswelt. Sehr wohl bedeutsam ist jedoch die Person, das Leben und Wirken von Jesus als wichtigen Propheten, der Mohammed vorausgeht. Dennoch ist die Vorstellung der Menschwerdung Gottes in Jesu für Musliminnen und Muslime keine Glaubensoption, weil weder die Vermenschlichung Gottes noch die Vergöttlichung des (eines) Menschen im Einklang mit dem islamischen Gottesverständnis steht. Glaubensvorstellungen haben für beide Seiten grundsätzliche Folgen für das Gottes- und Menschenbild. Auch die Vorstellung der Trinität birgt Irritationspotenzial. Muslimische Gläubige «unterstellen» Christinnen und Christen oft, sie verletzen das monotheistische Prinzip und machten aus einem Gott drei Gottheiten. Im Dialog mit Christinnen habe ich selbst Abstand von diesem Vorwurf genommen, weil ich eingesehen habe, dass auch im christlichen Verständnis nicht von drei unabhängigen Gottheiten ausgegangen wird, sondern von drei Wesensseiten oder Erscheinungsformen des Einen Gottes. Aber im Dialog geht es ja nicht darum, diese Differenzen auszubügeln oder so lange daran herumzufeilen, bis man einen Konsens erreicht. Es geht vielmehr darum, auf beiden Seiten zu verstehen, was solche unterschiedlichen Glaubensvorstellungen für Folgen für das ganze Weltbild und Glaubensverständnis haben.

Und umgekehrt: Über welche Aspekte islamischer Theologie resp. islamischen Glaubens stolpern Christinnen und Christen?

DS: Ein Stolperstein für Christinnen und Christen, die eine historisch-kritische Bibelauslegung vertreten, ist das Verständnis des Koran, der Heiligen Schrift der Musliminnen und Muslime, als verbatim geoffenbartes Wort Gottes. Viele sehen darin eine überholte Vorstellung von göttlicher Verbalinspiration, die im Christentum nur noch evangelikale und fundamentalistische Kreise vertreten. An diesem Beispiel lässt sich zeigen, wie in der Begegnung mit anderen Glaubensvorstellungen meist das eigene Vorverständnis an die andere Religion herangetragen wird. So habe ich im Dialog gelernt, dass für muslimische Gelehrte das Faktum, dass es sich beim Koran um das authentisch geoffenbarte Wort Gottes handelt, seine Zeitbezogenheit nicht ausschliesst, d.h. jeder Vers wird daraufhin untersucht, in welchem Sinn er in Bezug auf die Gelegenheit, anlässlich derer er offenbart wurde, zu verstehen sei. Ermittlung des Sinns der Offenbarung erfolgt also auch im Islam über Textkritik und menschliche Interpretation, auch Musliminnen und Muslime kennen entgegen der landläufigen

Meinung ein historisches Verständnis der Texte sowie verschiedenste Formen der Exegese und Hermeneutik der Heiligen Schrift. Zwar sind die göttlichen Wahrheiten ewig und unabänderlich, nicht aber das Wissen, das die Menschen durch die Lektüre des Koran von diesen Wahrheiten erlangen. Wie dieses Beispiel sehr schön zeigt, sind es gerade die Stolpersteine, die helfen, eigene Vorurteile zu erkennen und die andere Religion besser zu verstehen.

Wie könnten diese Stolpersteine angegangen werden?

DS: Zum einen, indem wir uns auf eine Grundregel des Dialogs besinnen, nämlich, einen Perspektivenwechsel vorzunehmen und andere religiöse Konzepte von Innen her zu verstehen versuchen, also sie so zu verstehen, wie die Andersgläubigen sie selbst verstehen. Um beim Beispiel des Korans zu bleiben: Um den Koran zu verstehen, sollten wir nicht vom Blickwinkel christlicher Theologie ausgehen, sondern versuchen, den Koran und seinen Stellenwert im Islam so zu verstehen, wie dies muslimische Gläubige tun. Wie meine Kollegin Rifa'at Lenzin in unserem Leitfaden schreibt: «Der Koran ist im Islam das, was – sehr vereinfacht ausgedrückt – Jesus im Christentum ist: Beide sind Wort Gottes – Fleisch geworden der eine, Rede geworden der andere. Der Koran ist also sozusagen die 'Inverbation' Gottes im Unterschied zur 'Inkarnation' Gottes in Jesus Christus.»⁴ Zum andern gilt: Was die Glaubensüberzeugungen der Anderen angeht, ist radikaler Respekt gefordert, auch und gerade, wenn ich selber eine andere Überzeugung habe. Dialog meint ja nicht, dass wir uns nur in dem respektieren, worin wir übereinstimmen, sondern gerade in dem, worin wir uns unterscheiden. Unterschiede auszuhalten ist eine der Kernkompetenzen im interreligiösen Dialog!

Inwieweit ermöglichen genau diese Stolpersteine eine Weiterführung und Vertiefung des Dialogs?

AH: Alle Stolpersteine in einem Dialog, nicht nur im interreligiösen Bereich, verweisen auf etwas, das es zu beachten und bearbeiten gilt. Der Perspektivenwechsel ermöglicht auch einen neuen Blick auf das Eigene. So kann jede Seite sich die Fragen stellen: Entdecke ich in der Position des Gegenübers auch etwas vom Eigenen, bei dem ich gedanklich anknüpfen kann? Was ergibt sich für die eigene Tradition, wenn ich sie unter der Prämisse der Dialogpartnerin bzw. des Dialogpartners betrachte? Und noch ein weiterer Aspekt scheint mir wichtig: In der jüngeren Geschichte hat sich in der christlichen Theologie eine Sicht auf die jüdisch-christliche Linie eingestellt, wie es sie zuvor nicht in dem Masse gab. Das Jüdische wird heute verstärkt als Quelle des Christlichen betrachtet und das Zweite Testament verstärkt als Ergänzung, Replik und Kommentar zum Ersten Testament gelesen. Es setzt sich die Erkenntnis durch, dass das eine und das andere aufs Engste verknüpft sind und sich manche Erkenntnis nur durch die Verbindung der beiden Texte ergibt. Ich bin mir ziemlich sicher, dass in Zukunft, wenn auch nicht in naher, der Einbezug des koranischen Textes diese Linie

⁴ Interreligiöser Think-Tank, Leitfaden für den interreligiösen Dialog, Basel 2015, 5. Aufl., S. 40.

zu einer jüdisch-christlich-islamischen vervollständigt und so noch einmal neue Impulse, Erkenntnisse und Betrachtungsweisen ermöglicht, die wir jetzt noch nicht ahnen. Auch wenn Musliminnen und Muslime immer betonen und es im Koran verankert ist, dass sich die islamische Tradition als Fortsetzung der jüdischen und christlichen versteht, bestehen doch noch grosse Hemmnisse, sowohl von muslimischer wie auch von christlicher Seite, daraus die nötigen Schlüsse zu ziehen und Bibel und Koran vermehrt als sich bedingende Texte, die miteinander im Dialog sind, zu betrachten.

Was kann bis anhin gelingende Begegnungen torpedieren und die interreligiösen Gespräche und die Zusammenarbeit in ihrer Entwicklung zurückwerfen?

DS: Die Corona-Pandemie hat uns vor Augen geführt, dass wir eine Weltgemeinschaft sind, wie verletzlich und wie sehr wir als Menschen in unseren elementarsten Bedürfnissen und Ängsten gleich sind – zutiefst miteinander verbunden und aufeinander angewiesen. Ich wünschte mir sehr, dass unsere Gesellschaft etwas daraus lernen könnte, gerade im Blick auf identitätspolitische Debatten und Konstruktionen von Fremdheit, die einen gelingenden interreligiösen Dialog auf gesellschaftlicher Ebene behindern. So könnte die Pandemie uns lehren, wie relativ und veränderbar scheinbar unveränderbare kulturelle und sog. identitätsstiftende Gepflogenheiten sind. So galten bis vor Kurzem das Verweigern des Händeschüttelns und das Verhüllen des Gesichts als unvereinbar mit der schweizerischen Kultur. Seit März dieses Jahres ist genau dies Teil unseres Alltagsverhaltens geworden: Das schweizerische Kulturgut des Händeschüttelns sollen wir tunlichst vermeiden und die Gesichtsverhüllung im öffentlichen Raum ist dringend geboten. Erschwert wurde der christlich-islamische Dialog immer schon von weltpolitischen Ereignissen, von gesellschaftlichen Debatten um die Zugehörigkeit des Islams zur Schweiz sowie von der strukturellen Asymmetrie von Mehrheits- und Minderheitenreligion. Der interreligiöse Dialog findet ja nicht im luftleeren Raum statt, sondern im Kontext gesellschaftlicher Debatten. Je mehr diese von einem Ausgrenzungsdiskurs des «Wir und die Anderen», von Vorurteilen, Nichtwissen und einseitigen Informationen über den Islam geprägt sind, desto schwieriger wird es, den gewonnenen Erkenntnissen und bereichernden Erfahrungen im christlich-muslimischen Dialog in der Gesellschaft Gehör zu verschaffen. Ich befürchte, dass angesichts der wirtschaftlichen Krisen und gesellschaftlichen Verwerfungen im Gefolge der Pandemie Sündenbocktheorien und Ausgrenzungsprozesse verstärkt werden und der christlich-muslimische bzw. der interreligiöse Dialog dadurch erschwert wird. Dieser will ja nicht nur zum besseren Verständnis anderer Religionen beitragen, sondern hat ebenso das Ziel, die gesellschaftliche Anerkennung und Wertschätzung von Menschen anderer religiöser oder kultureller Zugehörigkeit zu fördern und ein gutes Zusammenleben in unserer pluralistischen Gesellschaft zu stärken.

Vor gut zehn Jahren fand die eidgenössische Abstimmung zur Minarettinitiative statt. Aktuell läuft in Bundesbern die Burkaverbotsinitiative. Wie kann sich der christlich-muslimische Dialog konstruktiv in die politische und gesellschaftliche Debatte einbringen?

AH: Eine schwierige Frage! Denn eigentlich möchte die Mehrheit ja eben gerade möglichst keine Einmischung der Religion in die Politik. Hier aber wird seitens der Initianten mit der Religion Politik betrieben. Und man tut gut daran, zu überlegen, ob es nicht geradezu kontraproduktiv ist, sich von (inter-)religiöser Seite allzu sehr einzubringen und damit der Politisierung der Religion und der Religionisierung der Politik Vorschub zu leisten. Wir haben vom «Interreligiösen Think-Tank» schon 2013 als Christinnen, Musliminnen und Jüdinnen und als Frauen eine erste Stellungnahme zur Verhüllungsinitiative formuliert und auf die problematischen Aspekte verwiesen. 2016 haben wir ein Argumentarium gegen die Initiative verfasst.⁵ Ich warne aber davor, das Thema noch weiter religiös aufzuladen. Es gibt weitaus grössere und relevantere Themen, zu denen Religion per se beitragen kann und muss, etwa zur ökologischen Frage, wie Doris Strahm sie vorhin ansprach, zur Generationensolidarität, Armutsbekämpfung und zu unserem globalen Finanzsystem. Ich denke nicht, dass Religionen bzw. ihre Vertreterinnen und Vertreter sich als politische Akteure oder Lobbyisten in die Debatten einbringen sollten. Vielmehr betrachte ich eine religiöse Haltung als einen geistigen Rahmen und eine Wertegrundlage, auf deren Basis konstruktive Beiträge zur Gestaltung der Gesellschaft geleistet werden können. Die politisierte Islamdiskussion ist eine Identitätsdebatte, bei der es weniger darum geht, mit den Musliminnen und Muslimen gemeinsam über den Islam zu diskutieren, als vielmehr anhand von symbolischen und sichtbaren Elementen oberflächlich eine Grenzziehung zwischen einem Wir und einem Ihr zu ziehen. Auch die aktuelle Rassismusdebatte und besonders die Diskussion um Schokoküsse funktioniert auf diese Weise. Die emotional hoch aufgeladene Debatte ist ein Kampf um Hegemonie der Deutungs- und Definitionsmacht in dieser Gesellschaft, über Begriffe und Perspektiven auf die Geschichte.

Im 2008 wurde der «Interreligiöse Think-Tank» gegründet. Welches sind Ihre zentralen Erfahrungen und wo liegt der Gewinn gemeinsamer Arbeit in den vergangenen zwölf Jahren?

AH: Eine wichtige Erkenntnis, die ich zuvor schon angesprochen habe, lautet: Man muss nicht dasselbe glauben, um gemeinsam handeln zu können. Und es scheint mir bedeutsam, dass wir vom Denken ins Handeln kommen, wenn wir uns selbst als religiöse Menschen ernst nehmen wollen. Eine zweite wichtige Erkenntnis lautet: Dialog schafft Vertrauen und damit stabile Beziehungen, wenn er über lange Zeit vertieft wird, so wie in unserem «Interreligiösen Think-Tank». Gleichzeitig braucht es aber auch einen Vertrauensvorschuss, um in einen Dialog einzusteigen. Man muss die Bereitschaft haben, verletzt zu werden und selbst zu verletzen, aber ein

⁵ Interreligiöser Think-Tank, 8 Gründe für ein NEIN zum Burka-Verbot, September 2016, www.interrelthinktank.ch

grundsätzliches Wohlwollen und der Respekt müssen stets da sein, dann ist der Gewinn gross. Eine dritte Erkenntnis lautet: Als Frauen sind wir zwar in den religiösen Traditionen und Institutionen oft benachteiligt. Im interreligiösen Dialog sind wir aber freier, stehen nicht unter dem Druck zu repräsentieren und müssen nicht als Hüterinnen der Orthodoxie fungieren. Das erlaubt es, mutiger und freier zu denken, auch im Umgang mit unseren religiösen Quellen. Gelernt habe ich auch, dass der interreligiöse Dialog stark vom gesellschaftlichen und politischen Kontext abhängt, in welchem er stattfindet. Das bedeutet auch, dass sich nicht alle Erfahrungen und Einsichten, die sich in unserem Kontext ergeben, auf andere Verhältnisse, Gesellschaften und Situationen übertragen lassen. Die Asymmetrien, die hier vorherrschen (z.B. christliche Mehrheit, muslimische Minderheit) gelten etwa für den christlich-islamischen Dialog in Ländern mit muslimischer Mehrheitsgesellschaft nicht. Die Asymmetrien im schweizerischen Kontext ergeben sich nicht nur aus dem religiösen Mehrheiten- und Minderheitenverhältnis, sondern auch durch die innerislamische ethnische und nationale Vielfalt, durch die Tatsache eines weitgehend säkularen Staates und der Abnahme religiöser Identität in der gesamten Gesellschaft. Diese und weitere Asymmetrien beeinflussen den Dialog erheblich. Das ist eine wichtige Einsicht, die die Dynamiken in interreligiösen Dialogsituationen für mich verständlicher gemacht hat. Last but not least ist eine zentrale Erfahrung, dass die «theologischen Stolpersteine» zwischen christlichen und muslimischen Gläubigen auch Stolpersteine sind, die innerhalb der Religionsgemeinschaften Kontroversen bilden. So ist etwa unter Musliminnen und Muslimen eine heftige Debatte über die Historizität des Koran im Gang und darüber, welchen Stellenwert die prophetische Tradition (Hadithe) als religiös verbindliche Quelle hat. Und unter Christinnen und Christen gibt es auch Kontroversen um die theologische Deutung der Person Jesus Christus.

DS: Der Gewinn unserer elfjährigen Arbeit liegt für mich darin, dass wir uns als eine institutionell unabhängige, institutionskritische und anerkannte Stimme des interreligiösen Dialogs in der Schweiz etablieren konnten. Wir haben nicht nur wichtige Beiträge zu den religionspolitischen Debatten in der Schweiz publiziert, sondern in unserer Arbeit auch der Frauen- und Genderperspektive Gewicht verliehen, die in den öffentlichen Diskussionen meist ausgeblendet wird. So haben wir z.B. Studien zu den Leitungsfunktionen von Frauen in den Religionsgemeinschaften, zu Frauenrechten und Religion sowie Analysen zur Burkadebatte verfasst. Eine gewinnbringende Erfahrung in unserer langjährigen Zusammenarbeit ist auch, dass sie trotz unterschiedlicher Glaubensvorstellungen sehr produktiv und weitgehend konfliktfrei ist. Dies hat damit zu tun, dass wir uns bereits kannten und die gleichen gesellschaftspolitischen Ziele vertreten. Bei unseren gemeinsamen Projekten rücken unterschiedliche religiöse Anschauungen zugunsten des gemeinsamen Ziels in den Hintergrund. Das gemeinsame Engagement hat die persönlichen Beziehungen noch vertieft und das Vertrauen zwischen uns wachsen lassen. Vertrauen, Respekt und Differenzverträglichkeit bilden für mich das Fundament unserer konstruktiven Arbeit im «Interreligiösen Think-Tank». Ein sehr eindrückliches Beispiel dafür ist für mich unser

«Leitfaden für den interreligiösen Dialog». Wir haben den Text von Beginn weg interreligiös konzipiert und gemeinsam erarbeitet, sodass der Leitfaden gleichermaßen Erfahrungen von Angehörigen der christlichen Mehrheits- wie auch der jüdischen und muslimischen Minderheitenreligionen wiedergibt. Was wir als Ziel definierten, ein interreligiöser Dialog auf Augenhöhe, haben wir beim Verfassen des Leitfadens selber praktiziert. Über eineinhalb Jahre haben wir in einem intensiven und komplexen Arbeitsprozess einen Text erarbeitet, hinter dem jede von uns stehen konnte. Jede steuerte den einen oder anderen ausformulierten Gedanken bei, beschrieb Beispiele. Die Texte gingen hin und her, wurden gegenseitig kommentiert und auch verändert. Jede brachte ihre Perspektiven und Erfahrungen ein, trug zu Inhalt und Struktur des Leitfadens bei. So wuchs das Ganze schliesslich zu *einem* gemeinsamen Text zusammen. Ein Spezifikum des interreligiösen Dialogs von Frauen ist für mich, wie für Amira Hafner-Al Jabaji, dass wir, da wir nicht offizielle Repräsentantinnen unserer Religionen sind, freier sind, unsere Meinung zu äussern als Männer, die sich selber häufig als Repräsentanten ihrer Religionsgemeinschaft sehen und im Namen ihrer religiösen Institutionen sprechen. Im Dialog unter Frauen geht es nicht nur um den Austausch von Lehrmeinungen oder um dogmatische Debatten über unterschiedliche theologische Konzepte. Genauso wichtig sind der Prozess des Dialogs selbst und das Kennenlernen anderer religiöser Traditionen; wichtig sind aber auch persönliche Begegnungen und der gelebte Glaube – ein *Dialog des Lebens*. Die Tatsache, dass in allen Religionsgemeinschaften Frauen an den Rand gedrängt werden und Männer die Definitionsmacht innehaben, führt dazu, dass viele Frauen einen kritischeren Blick auf die eigene religiöse Tradition haben und weniger zu einer Haltung des religiösen Dogmatismus neigen. Im Wissen um die Schattenseiten der eigenen Tradition, die Frauen erfahren haben, müssen andere religiöse Traditionen nicht von vornherein als minderwertiger eingestuft werden. Und die eigene Religion muss nicht auf jeden Fall als die bessere verteidigt werden. Dies heisst nicht, dass es zwischen Frauen keine Konflikte gibt. Das Machtgefälle, das auch unter Frauen besteht, führt z.B. häufig dazu, dass die westlichen bzw. die christlichen Frauen die Definitionsmacht im Dialog beanspruchen – meist, ohne dies zu realisieren. Das habe auch ich als christliche Theologin im interreligiösen Dialog lernen müssen. Doch meistens kamen Konflikte auf den Tisch und konnten angegangen werden. Dies wurde auch deshalb möglich, weil der Beziehungsebene in unserer Zusammenarbeit viel Gewicht gegeben wird. Unsere persönlichen Beziehungen untereinander schaffen einen «geschützten» Raum, in dem auch Konflikte konstruktiv gelöst werden können und Lernprozesse möglich sind.

Interview: Maria Hässig